Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 9

Artikel: Der Witwer und der Hund

Autor: Niggli, Martha

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636205

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dienung und erspart sich viele Gänge, manchen unnötigen Zeitverlust. (Kapitel: Die Frau als Käuserin.) Die Borräte werden in einem großen Borratsschrank ausbewahrt und das Nötige in die Töpfe nachgefüllt.

Die Spültische

lassen ebenfalls an den meisten Orten zu wünschen übrigi Die hölzernen, ob mit oder ohne Blech beschlagen, sind im höchsten Grade unpraktisch. In neuerer Zeit macht man steinerne Spültische, denen aber sehr oft die Rillen fehlen, und auf welchen das Geschirr leicht abrutscht. Die zwecksmäßigste Spülvorrichtung scheint in einer aus sehr gutem Emaille bestehenden Konstruktion mit praktischem Drahtkord auf der Abtropfsläche verwirklicht. Das gewaschene Geschirr kann dort mit einem Seißwasserschlauch abgespült werden, so daß sich ein zweites, tieses Becken erübrigt. Alle unterzebauten Schränke oder Platten zur Kübelausbewahrung sind völlig zu verwersen, weil sie der sitzenden Arbeit leider bisher abgeneigte Frau auch bei aller Aufklärung daran geradezu verhindert.

Der Rüchentisch (Abbildung 6)

biete verschiedene Ausnutzungsmöglickfeiten, je nach den Diensten, die er leisten soll. Es ist wichtig, den Raum unter ihm mit Schubladen und einem Abstellbrett anzuwenden. Eine herausziehbare Platte leistet beim Rüsten große Borteile. Ieder Rüchentisch sollte mit Linoleum belegt werden. In größern Betrieben dürfte ein fahrbarer Tischwagen beim Tischdecken, Geschirrabs und wegräumen von großem Werte sein.

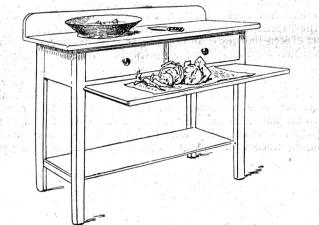


Abb. 6. Der Küchentisch mit herausziehbarer Sit-Arbeitsplatte (Vevag, Dresden).

Der Rüchenstuhl.

Dieses bisher sehr nebensächliche Möbelstück soll nun mit einem Schlage zu seinem vollen Rechte kommen. "Setzt Euch zu jeder Arbeit", ruft Erna Meyer den Frauen immer wieder zu. Sie rechnet aus, daß der Energieverbrauch beim Sitzen 4 Prozent, beim Stehen 12 Prozent, beim Hoden ("Grupen") 8,5 Prozent und beim Viden 55 Prozent höher ist als beim Liegen. Beim Sitzen hätten wir also den geringsten Verbrauch an Kräften. Warum sitzen wir nicht mehr in der Küche? Früher hätte man gesagt, das sei Faulheit. Unser Lebtag wasche doch niemand sitzend ab, dügle niemand sitzend zo. Die Arbeit müsse notwendigerweise darunter leiden. Heute ist man entgegengesetzter Meinung. Die Arbeit wird gewinnen, wenn sie in bequemer Stellung, ohne allzu große Ermüdung der Arbeitenden verrichtet werden kann. Das überfüssige Wüten gegen den eigenen Körper, dessen Schrecken den meisten erst dann klar werden, wenn Krampfadern, Senkfüße und Kniegelenkentzündungen ein Marthyrium daraus machen, sollte recht bald aus einer halben Ehre zu dem gestempelt werden, was es eigentlich ist: Ein Armutszeugnis für jede denkende Frau. Die ameris

tanische Frau, die längst dem "Bleibe jung und schön" huldigt, hat erkannt, daß sie hier Wichtiges für ihre Gesundsheit tun kann, sie sitzt sowohl beim Zurichten, als auch beim Abwaschen und Bügeln. Freilich braucht es eben dazu die erforderlichen Geräte und Möbelstücke. Der Drehstuhl ist das Ideal für die Küche. Er kann je nach Höhe des Tisches oder der jeweiligen Verrichtung höher oder niederer geschraubt werden, er hat eine Lehne, daß sich die Frau geslegentlich ein paar Minuten ausruhen kann.

Ein praktischer Bügeltisch zum Verstellen je nach gewünschter Höhe müßte ebenfalls zum notwendigen Inventar einer häuslichen Einrichtung gehören. Ein Modell wird in

dem erwähnten Buche vorgeführt.

Es ist einleuchtend, daß die Frauen bei all diesen praktischen, erprobten Einrichtungen in ihrer Rüche Zeit gewinnen müßten. Wenn wir nur jeden Tag eine Stunde gewinnen, so macht das im Jahr 365 Stunden, den Tag zu 12 Stunden gerechnet, über 30 Tage, also einen ganzen Monat, der uns zur Erholung oder für andere Dinge zur Verfügung bliebe. Es werden aber tatsächlich nicht nur einzelne Stunden sein, die wir ersparen, sondern mehrere, was für die heutige starke Inanspruchnahme der Frau von unschätzbarem Werte ist.

Wichtig ist es, daß wir nur das kaufen, was wirklich zweckdienlich ist und dadurch den Markt beeinflussen. Ich bin überzeugt, daß wir auch hier den besten Einfluß sowohl auf die Fabrikanten von Küchenmöbeln, als auch auf Architekten ausüben könnten, wenn in unsern eigenen Reihen mehr Geschlossenheit herrschte.

Das Buch gibt im Fernern Aufschluß über alle ars beitssparenden Maschinen im Saushalt, über die häusliche Buchführung, über Sauskleidung, über Einrichtung der Zimmer 2c. und stellt in wertvollen Statistifen die Verluste an Nährmitteln auf, die durch Spülwasser 2c. fortgeworfen werden. Es sei allen Leserinnen aufs wärmste empfohlen. -a-

Der Witmer und der Hund.

Von Martha Niggli.

Serr Carl Weitbrecht hatte vor einigen Monaten seine Frau verloren. Sie hatte eine lange Leidenszeit durchmachen müssen und er atmete eigentlich auf, als es einmal so weit war. Es waren so viele Unbequemlichkeiten damit verbunden gewesen. Zuletzt hatte er sogar im Hotel essen müssen. Das war ihm zwar so ungelegen nicht gekommen, denn er liebte eine wohlbesetzte und gewürzte Tafel. Aber obwohl er höherer Beamter war, so war sein Gehalt doch nicht derart, daß er sich dergleichen lange gestatten konnte. Außerdem entbehrte er seinen Knaben, an dem er mit leidenschaftlicher und nichts versagender Liebe hing, und es war ihm nicht recht, ihn immer am Krankenbett zu wissen.

So begreift man denn Serrn Carl Weitbrechts Aufatmen recht wohl. Er weinte zwar auch, wie andere anständige Menschen weinen, und es machte sich gut, wenn er seinem tadellos schwarzen Traueranzug ein leinenes Tolchentuch entrahm und es an die Augen führte.

Taschentuch entnahm und es an die Augen führte.

Die Verstorbene hatte den kleinen Louis tagtäglich mehrere Stunden bei sich am Krankenbette festgehalten. Sie wußte wohl, daß es ihm oft unbehaglich war. Aber es war so bitter, von diesem Kinde scheiden zu müssen. Es hatte in seiner äußern Erscheinung die Eleganz des Vaters geerbt, hatte ein Engelsköpfchen mit braunen Locken und war mit seinen sechs Jahren von einem bezaubernden Liebreiz. Sie erzählte dem Bürschchen mit verlöschender Stimme Geschichten und Märchen, nur damit es blieb und ihr Blicksich an seinen geliebten Zügen festsaugen konnte.

sich an seinen geliebten Zügen festsaugen konnte.
Der Bater war aus kleinbäuerlichen Berhältnissen emporgekommen. Ohne eigentlich intelligent zu sein, war er geschickt und anpassungskähig genug, um in seiner Beamtenlaufbahn sehr rasch vorwärts zu kommen. Was ihm ferner dazu verhalf, war eine Art demütigen, aber zähen

Ehrgeizes und ein Aeußeres, dem man die Bauernabstammung in keiner Weise mehr ansah.

Als nun der fleine Louis sah, mit welcher Bornehm= heit der Vater das weiße Taschentuch aus dem schwarzen Gehrod zog, fühlte er sich sofort wieder eins mit ihm. Er vergaß das Krankenbett und die schönen Geschichten und seine Blide hängten sich bewundernd an den Bater.

Die Mutter war eine einfache Frau gewesen. war sie einer guten, sogar vornehmen Familie entstammt, war gut erzogen, spielte Klavier, verstand zu lesen und sprach mehrere Sprachen. Nur eins hatte sie nicht verstanden: Diese verborgenen Talente ins rechte Licht zu rücken.

Diesen Mangel verzieh Berr Carl Weitbrecht seiner Frau nie ganz. Zeit seines Lebens hatte er danach gestrebt, vorwärts, emporzukommen. Was ihn anbetraf, so hatte er feine Dube und feine Rosten gescheut, seinen Zielen immer näher zu rücken. Und es war ihm auch manches gelungen. Er wußte aber, wie fehr außerer Glang, ein offenes Saus, gute, durch Gaftfreundschaft erworbene Berbindungen folche Bestrebungen zu fördern vermögen, und es wäre ihm in seiner Laufbahn noch weit mehr gelungen, wenn seine Frau sich auf eben diese Dinge besser verstanden hatte.

Als Carl Beitbrecht ungefähr fünfzehn Jahre alt war, hatten seine Eltern ihr winziges Gütchen verkauft und einen großen Bachthof übernommen, deffen Befiger ein alter bernischer Oberst war. Dieser Oberst hatte damals aus zweiter Ehe eine Tochter befessen, die nur wenig junger war als Carl, und die viel auf dem Gute ihres Baters weilte. Dieses Madden, das nach der Ansicht seiner Eltern unerreichbar hoch über ihm stand, gedachte sich Carl in seinen jungen und ehrgeizigen Träumen zu erringen, und da das Oberstenkind weltfremd und unerfahren war, war es ihm auch gelungen, eine fleine Jugendliebe in ihr zu entflammen. Aber dadurch, daß der Oberst seine Tochter für zwei Jahre in ein Ben-sionat nach Frankreich schickte, fiel diese Liebe von selbst in sich zusammen.

Dieses jungen Mädchens nun, das jett freilich die dreißig schon überschritten hatte, erinnerte Carl Beitbrecht in seiner Witwerschaft. Er wußte, daß Die Familie des Obersten durch irgend einen ungludlichen Zufall ihr Bermögen eingebüßt, ja, daß der alte Herr sogar die schönsten Wiesen und Aecker seines Landgutes verkauft hatte und daß nach des Obersten Tode seine Tochter sich mit der alternden Mutter, einem verwachsenen Stiefbruder und einer jungen, frankelnden Berwandten auf das geichmälerte Gut zurückgezogen hatte.

Unter fo beichaffenen Umftanden fonnte Weitbrecht in leiner jegigen Stellung wohl als ein annehmbarer Freier gelten. Er hatte sich außerdem erfundigt und erfahren, daß es Cécile - so hieß die Oberstentochter - recht schwer fiel, das Gut zu bewirtschaften, da sie mit Knechten und Mägden funktionieren mußte, und daß sie sich mit ihren verschiedenen unselbständigen Verwandten keine leichte Last aufgebürdet hatte.

Einem Manne von der Geschidlichfeit Beitbrechts fiel es nicht ichwer, einen ichidlichen Borwand gu finden, unter dem er den Ort, wo er einige seiner Jugendiahre verlebt batte, wieder aufsuchen konnte. Er nahm also sein Söhnlein bei der Hand und zog mit ihm in bester Haltung und mit einem wehmütigen Trauerblid auf dem Gutshofe auf.

Cécile, die ein gutes Gedachtnis hatte, erkannte ihn fogleich wieder, obgleich er jett einen wohlgepflegten Bollbart trug. Sie stellte ihn ihrer Mutter vor, erkundigte sich nach leinen Schicksalen und erfuhr von ihm, daß er vor wenigen Monaten Witwer geworden war. Gie nahm ohne weiteres an, daß dieses Bortommnis ihm großen Schmerz verursacht habe und bedauerte ihn herzlich. Sie holte feinem Bublein die schönsten Aepfel aus dem Reller und führte den Kleinen, um ihm Freude zu machen, zu einem Zwinger, wo eben eine schöne Berner Sennenhündin mit ihren vor einigen Wochen geworfenen Jungen sich herumtollte.

Der Bater folgte nach einiger Zeit seinem Söhnchen. besah sich ebenfalls die schönen Tiere und sagte, er habe nicht gewußt, daß Cécile auch noch Hunde züchte, und es bringe gewiß manch Unangenehmes mit sich. Doch sie belehrte ihn lebhaft eines andern, redete mit ihm über mancherlei Dinge, so daß es ihm schließlich einiges Unbehagen verursachte, zu sehen, wie sie so gang von ihren landwirt= schaftlichen Pflichten eingenommen war, und er zweifelte schließlich, ob sich die Oberstentochter noch zur vornehmen Dame eignete, wie er sie sich wünschte. Doch sagte er sich gleich darauf, daß sie Bäuerin geworden sei aus Not und um ihre Familie gleichsam über Wasser zu halten, und daß all dies, was er jest beanstandete, sich sofort ändern wurde, wenn er Cécile in eine gunftigere Lebenslage versette.

So schied er denn nicht ohne Hoffnung, um so mehr, sie ihn herzlich zum Wiederkommen eingeladen hatte.

Als das Trauerjahr vorüber war, in welchem er, allein oder mit seinem Sohnchen, verschiedene Besuche auf dem Sofe gemacht hatte, da waren seine Plane auch schon so weit gediehen, daß er genau wußte, wie man die verschiedenen Familienglieder, die Cécile anhingen, auf eine anständige Weise versorgen und er seine Frau allein für sich behalten könnte. Er hatte auch durch einen Notar die genaue Bermögenslage Céciles und des Gutes insgeheim feststellen lassen, und eben davon hing es ab, wie die verschiedenen Angelegenheiten geregelt werden konnten. Selbst einen Räufer. der den Sof mit Schiff und Geschirr zu annehmbarem Preise erwarb, hielt er sich bereit, und auch für die edlen Sunde, die sich damals in größerer Zahl auf dem Gut befanden und mit deren Bucht sich der neue Eigentumer nicht befassen wollte, wußte er Abnehmer.

So sagen sie denn eines Sonntags auf der Bank unter einem Apfelbaum und beredeten die Sache. Cécile hatte schon vorher seine schriftliche Werbung empfangen, hatte aber weder ja noch nein gesagt, da sie ihn weder liebte, noch Abneigung gegen ihn empfand, sondern hatte beschlossen, die Lösung dem Zufall und dem Schicksal zu überlassen. Sie war nun über dreißig, hatte Jahre hinter sich, von deren Not und Bedrängnis niemand wußte, und fühlte sich manchmal müde und ausgeschöpft. Nach dem Tode des Baters und dem Bermögensverlust hatte sich der Bräutigam zurückgezogen und fich noch rechtzeitig vor einer öffentlichen Berlobung gerettet. Jest hatte fie für drei Wefen gu forgen, die in ihren feinen Serzen wohl fühlten, welche schwere Last sie für sie bedeuteten, und die gerade darum nie empfinden durften, daß sie wirklich eine Last waren. Sie liebte alle drei herzlich und mit einem zähen Familien- und Zusammen-gehörigkeitsgefühl. Und darum gab es da keine Klagen und fein Jammern. Sie führte auch fein Tagebuch. Dazu gebrach es ihr an Zeit und es hätte es gerade jemand von denjenigen einmal lesen fonnen, die es am wenigsten lesen (Schluß folgt.) durften.

Gefichter überm Bärengraben.

Von Otto Frei.

Was auf der Welt ist noch so drollig und unterhaltsam wie biese kugeligen kleinen Spagmacher im hintern Bärengraben! Und daher kommt es ja, daß sich ihr Ruf und Ruhm, wie der eines weisen Mannes, buchftablich über Die gange Belt verbreitet. Sie felber, freilich, wiffen und merten noch immer nichts von ihrer Berühmtheit Glud. Denn sonst wurden sie ja ihren Ruhm geflissentlich noch zu mehren suchen, sie wurden sich zieren, fich gu "geben" luchen und damit gerade das, was wir an ihnen fo toftlich und unvergleichlich finden, auf ganz unverzeihliche Weise preisgeben: ihre unverschminkte spihbubische Naturlichkeit. - Gott sei Dank - sie haben noch gar keinen Schliff.

Und das ist ja wohl das Geheimnis ihrer großen Berühmtheit. Denn wir Menschen, die wir uns täglich dreimal walchen, fünfmal pudern und siebenmal scheiteln, wir